

# In freier Stunde

## „Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(7. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G. m. b. H., München 1935.

„— Diese Flucht der Gäste!“ setzte Hans Hellborn hinzu. In seinem Ton lag Zorn und Entrüstung. „Tom . . .“ sagte Brigitte und suchte noch nach Worten.

„Natürlich wegen Tom! Ich bin doch nicht blind! Als ob ich es nicht bemerkt hätte, wie sie ihm auswichen, im Bogen um ihn herumgingen!“ Das Blut stieg ihm in die Stirn: „Also was ist los? Was habt Ihr gegen Tom? Auch du, Brigitte!“

Es fiel ihr nicht leicht, ihm zu antworten.

„Spürst du nicht selbst,“ sagte sie schließlich, „wie Tom uns allen fremd geworden ist? Wie er sich verändert hat? Daß er vor uns steht, als set er durch eine gläserne Wand von uns getrennt . . .“ Sie zögerte.

„Noch was?“ fragte er heftig.

„Und dann seine Ehe . . .“

„Ah, man gönnt ihm die geborene Bogar nicht! Die Blase grollt, daß er sich seine Frau nicht aus der Sippschaft geholt hat!“

„Unsinn!“ widersprach sie scharf.

„Also — wenn ich bitten darf?!“

„Daß er eine Litauerin geheiratet hat!“

„So — das ist es also . . .“ — Und wenn ich nun mit einem amerikanischen Mädels herübergekommen wäre . . .“

Brigitte sah ihn völlig entgeistert an. Begriff er denn wirklich nicht? — „Eine Nationallitauerin — eine Bogar!“ wiederholte sie; und dann: „Vielleicht weißt du nicht, daß Simones Vater einer der hauptsächlichsten Hintermänner jener Gewaltpolitik ist, die immer wieder gegen uns gerichtet ist!“

Hans Hellborn fuhr mit einer ungeduldrigen Handbewegung dazwischen: „Und? Und? Und?! Aber was hat Toms Frau damit zu tun?“

„Nichts. Sie natürlich nichts,“ antwortete Brigitte etwas zermürbt; sie griff plötzlich nach Tollis Hand: „Mein Gott, Hans, verstehst du denn nicht, daß man diese Ehe hier als Herausforderung auffaßt! Drüben jagt man alteingesessene Familien von Haus und Hof, zwingt sie, ihre Namen zu ändern, stellt Leute wegen Nichtigkeiten an die Wand . . . Und da heiratet Tom dieses Fräulein Bogar!“ —

„Tom wird genau wissen, warum er ein Fräulein Bogar zu seiner Frau gemacht hat,“ er rollte seine Zigarre mit einer sehr deutlichen Bewegung zwischen Daumen und Zeigefinger.

„Natürlich,“ sagte sie bitter; „um mit ihrem Gelde reisen zu können. Verbindungen anzuknüpfen. Empfänge aufzuziehen. Karriere — Karriere — Karriere —!

Als ob es nicht anders auch gegangen wäre, wenn er wirklich tüchtig ist!“ Sie schüttelte seinen Arm. —

„Der Vater hat nichts gesagt; aber diese Ehe fraß an seinem Mark und grub ihm die Wurzeln ab. — Kannst du es dir nicht denken, wie er darunter litt, wenn er plötzlich bei seinen alten Freunden auf Zurückhaltung stieß! Wenn die Gespräche verstummten, sobald er sich irgendwo an einen Tisch setzte. Nicht etwa, weil man ihn für Tom verantwortlich machte, einfach aus Zartgefühl gegen ihn, da er nun einmal der Schwiegervater von Simone Bogar war. Im letzten Jahre ist er überhaupt nicht mehr in die Stadt gefahren. Und auf Warjethen wurde es einsam. Höchstens, daß sich mal der Baranker hier sehen ließ oder der alte Ottendorf.“ Sie schweig einen Augenblick.

„Ein Mädchen aus dem Tingeltangel — das sagtest du heute bei der Herfahrt — ach, über solche Geschichten wächst ja Gras mit der Zeit, es dauert nicht einmal allzu lange. Aber diese Ehe dörrt das Gras aus. Sie schafft eine Dede um uns, die ich nicht aushalte.“

Ihr tapferes, junges Gesicht senkte sich plötzlich. Ihre Lippen begannen zu zucken. Nicht einmal so sehr darum, daß sie ihr junges Leben hier verblühen sah, sondern weil sie in diesem Augenblick mit erschreckender Deutlichkeit fühlte, daß sie im Grunde genommen an Hans vorbeisprach. An dem einzigen vorbeisprach, auf den sie gewartet hatte.

Nein, Hans Hellborn verstand sie nicht. Er sah nicht ein, was Simone Bogar damit zu tun hatte, daß rings um Warjethen unsichtbare Mauern wuchsen. Er sah vorläufig nur, daß Tom sich verändert hatte. Er fand immer neue Züge an ihm, die ihn überraschten. Vielleicht, weil ihm immer noch die gemeinsamen Jungensstreiche vor Augen standen. Oder Tom im Felde, verlaust und verdreht.

„Es sind ja auch nicht einmal die polierten Fingernägel,“ sagte sie heftig, „und daß Tom aus dem Munde immer so peinlich sorgfältig nach Pfefferminze riecht! Und wenn es nur die Bügelsalten an den Hosensäumen wären! Aber der ganze Kerl ist mitgebügelt worden, seine Schienbeine, seine Waden und auch sein Herz.“

„Tom ist erstaunlich lebensstüchtig.“ — Aber das war er selbst schließlich ja auch. Doch das Bedenkliche dabei war, daß Tom in den Schultern schmäler geworden war anstatt breiter. „Aber irgendwo muß auch etwas vom alten Tom geblieben sein unter der gefrorenen Oberhaut, was man eben aufstöbern muß!“

Simone Bogar? — Ein durchsichtiger und alberner Vorwand für die „Blase“, ihre Mißgunst über Toms

erstaunlichen Lebenserfolg zu bemänteln. Und Hans Hellborn hatte wohl die Absicht, den alten Burgunderonkel auf Baranken aufzusuchen und mit diesem Herrn Strehlau einmal zu reden, aber etwas anderes, als der Baranker es sich vorstellte!

Jolli hielt seinen Vortrag in sehr kräftigen Ausdrücken. Es war ganz erfrischend, ihn so reden zu hören in einem Hause, in dem in den letzten Tagen sehr stille und salzige Luft geweht hatte. An Brigitte gingen seine Sprüche vorbei. Es gelang ihr kaum, ihre Enttäuschung und Mutlosigkeit zu verbergen. Sie konnte es Hans nicht übelnehmen, daß er anders zu sehen gelernt und die alten Maßstäbe vergessen hatte.

Im Speisezimmer wurden die Schüsseln aufgetragen. Hertha hatte die Wirtschaftsschürze bereits abgelegt. Der Professor stelzte mit knarrenden Stiefelsohlen rund um den Tisch herum und warf der marzipanbraunen Kruste des Schweineschinkens verliebte Blicke zu. Seine Leidenschaft war platonisch geworden, seit sein Gebiß sich weigerte, den Kampf mit den allzu knusprigen Dingen aufzunehmen. Sonnenmann verwickelte Brigitte in die komplizierte Diät der Helminthiker, die den Husten hatten und durchaus nicht ansehen wollten.

Tom ließ eine kleine Weile auf sich warten. Er entschuldigte sich mit dringlichen Brieffschaften. Das Essen verlief fast beängstigend still. Die dünnen Sätze, die man wechselte, waren nichtsagend und leer, als säße man seit Jahren hier tagaus und tagein beisammen. Als Hertha die Tafel aufhob, zog Wendom sich bald zurück. Der Tag hatte den alten Herrn anstrengt. Auch Sonnenmann verabchiedete sich sofort.

Durch die offenen Fenster zog die sommerliche Abendluft. Die Sonne lohte tief hinter der Gutsbrennerei und schmolz Schornstein und Kirsche zu satter Rotglut auf. Die weißen Wolkenschlänker spazierten rosig angehaucht in dem zarten Grün eines Himmels, der nur in den großen Ebenen jenseits der Weichsel seine unermessliche Raumvorstellung gibt.

Die Geschwister zogen sich ins Nebenzimmer zurück. Unbewußt wählten sie den Raum, der noch am stärksten das Gerüche und die Eigenheiten des Toten trug. Das sollte nun der Resonanzboden sein, und sie waren vier Saiten, und wußten nicht, wie das Leben sie gestimmt hatte. Das Mädchen stellte mit viel Geklirr und einer Menge unnötiger Bewegungen grüne Römer und Rheinwein auf. Tom schenkte ein. Er drehte die Flaschen mit der Gewandtheit eines Oberkellners über den Kelchen ab.

„Hast du gut gelernt, mein Junge,“ lobte Jolli, „und auf dein Wohl!“ Sie stießen mit den Gläsern an. „Und wie ist es dir gegangen in der langen Zeit? Man hat verdammt wenig voneinander gehört. Was treibst du eigentlich und wo treibst du es? Brigitte liebt die Postkarten und die Kürze . . . Und deine Frau, nicht hier . . .“ Es klang ein wenig vorwurfsvoll. Aber plötzlich schien er auf das Nächstliegende zu kommen, „erwartet vielleicht etwas Kleines, wie?“ Und er deutete mit der flachen Hand von der Diele herauf so einen Buzer von etwa schulpflichtigem Alter an. Brigitte suchte plötzlich etwas am Boden. Tom hustete nervös:

„Wir sind noch keine zwei Jahre verheiratet . . .“ sagte er etwas scharf.

„Na, immerhin!“ meinte der Jolli mit entwaffnender Arglosigkeit. „Und beruflich?“

„Ich lebe augenblicklich in Berlin und erwarte eine Berufung. — Keinen großen Posten; aber vielleicht ein Sprungbrett . . . ich kann es meiner Frau natürlich nicht zumuten, ewig in den Randstaaten oder in einem Balkanest zu sitzen, nicht wahr?“

„Ja warum denn nicht?“ — Aber Tom hatte wohl nur eine rhetorische Frage gestellt und die Gegenfrage scheinbar überhört. Ein Schweigen trat ein, das allmählich peinlich und bedrückend wurde. Die Dämmerung füllte das Zimmer mit blauen Schatten. Die Wände rückten dichter heran, und die alten Möbel knisterten leise.

„Wie steht es übrigens um Warjethen?“ Hans Hellborns Frage kam unerwartet und fiel laut in die Stille. „Sind die Mädels versorgt?“ Er sah Brigitte an: „Hat Vater ein Vermögen hinterlassen für euch?“

„Vermögen?“ Tom blickte mit einem Ausdruck von Ueberraschung auf. „Östpreussische Landwirtschaft und Vermögen,“ sagte er fast belustigt. Er streute die Asche seiner Zigarette ab. Es war, als hätte diese Bewegung eine besondere Bedeutung. — „Eine verhältnismäßig geringe Lebensversicherung, die für Hertha und Brigitte sichergestellt ist. Sonst nichts.“

„Das mütterliche Vermögen . . .“

„Ist in der Inflation verlorengegangen,“ vollendete Hertha. Toms Zigarette flammte auf:

„Du hast dir deinen Anteil noch rechtzeitig auszahlen lassen, Hans . . .“

„Ja, ich habe damit meine Existenz gegründet.“ Hans Hellborn spann die alte, fromme Lüge fort. Es hatte ja keinen Zweck, hier lange zu erzählen, wie dieses Geld drüben innerhalb weniger Wochen zerfloß und zerronnen war, in zweifelhafte Kanäle und in dunkle Hände. Amerikanisches Lehrgeld . . . Fünfundzwanzigtausend Mark, die damals einen Wert von etwa dreitausend Dollar darstellten.

„Steht also nicht gut um Warjethen?“

„Kann man nicht anders sagen,“ antwortete Tom. Herthas Stimme löste sich aus der Dunkelheit:

„Weil wir, abgesehen von der allgemeinen Krise, auch noch etwas teurer gewirtschaftet haben als die andern. Der Vater stellte prinzipiell keine litauischen Arbeiter ein, weißt du . . .“

Tom unterbrach sie schroff: „Hans wird drüben deutsche Zeitungen gelesen haben!“

Hertha verstummte. Sie wurde sehr rot. Man sah es trotz der fortgeschrittenen Dämmerung, in der die Gesichter nur noch als helle Flecken schwammen. Hertha war wirklich nicht gerade beschränkt von Verstand, aber allzu treuherzig, und es konnte ihr manchmal geschehen, wie es etwa einem australischen Buschmann gehen mag, der ahnungslos in den Lauf eines geladenen Gewehrs blickt und dabei mit den Fingern am Abzug spielt.

„Und nun möchte ich gern wissen, was denn mit dem Gut geschehen soll?“ fragte Jolli. Toms Gesicht fuhr nach vorn.

„Wertwürdige Frage! Aber ganz nett von dir, daß du plötzlich soviel Interesse für uns aufbringst.“ Die Ironie war unverkennbar.

„Ja ta ta!“ sagte Hans bescheiden, als wehete er ein Lob ab, das ihm nicht zukam. Brigitte aber hörte seine Fingerspitzen leise auf die Sofalehne trommeln. Hertha tappte an ihnen vorbei. Die Dunkelheit war völlig. Plötzlich flammten die Birnen der Bronzekrone auf. Tom verächtete sich die geblendeten Augen mit der Hand:

„Was mit Warjethen geschehen soll?“ Er wiederholte Jollis Frage, als erwarte er die Berichtigung eines Hörfehlers.

„Sehr richtig! — Ich meine, ob ihr das Gut verkaufen wollt? Was übrigens meiner Ansicht nach das gescheiteste wäre, ehe die Zinsen es vollends auffressen und die Hypotheken den Schornstein bedecken.“

(Fortsetzung folgt.)

# Fackelreiter auf dem Deich

Von Ludwig Tügel

Der neue Roman „Pferdemusik“ von Ludwig Tügel, der in der Reihe der heutigen deutschen Erzähler mit an erster Stelle steht, ist eine bei allem hintergründigen Ernst durchaus heitere, ja von geradezu groteskem Humor überstrahlte Dichtung, wie wir nur wenige besitzen. Mit Erlaubnis des Albert Langen/Georg Müller Verlages in München veröffentlichen wir aus diesem Werk, dessen Inhalt ebenso überraschend ist wie sein Titel rätselhaft anmutet, den folgenden Abschnitt.

Ich mochte, unbeweglich vor dem Wirtshaus stehend, dies mehr gefühlt denn gedacht haben, als ich an der Stelle, wo der Seedeich den Hafen im Halbkreis umschließt, Fackeln auftauchen sah, eine hinter der andern. Sie schienen nicht von Menschenhänden gehalten zu werden, denn sie tanzten und schwebten merkwürdig hoch durch die Luft; auch bemerkte ich unter ihnen ein Blitzen und Blinken, das ich mir nicht erklären konnte. Hinter den niedrigen Fischerhäusern, die auf der Deichhöhe den kleinen Außenhafen umfassen, waren sie erschienen, und es wurden ihrer immer mehr. Eine lange glänzende Lichterschlange schob sich nach Norden vor, ob hinter oder auf dem Deich, konnte ich nicht erkennen. Doch als die erste Fackel etwa den äußersten Vorsprung des Deiches erreicht haben mochte, schienen sie stehenzubleiben; es war gerade in dem Augenblick, da die letzte hinter den Fischerhäusern zum Vorschein kam. Ich zählte an dreißig Fackeln. Dieser Zug bewegte sich nun, wie ich sehr bald gewahr wurde, dem Lauf des Deiches folgend, fast in gerader Richtung auf mich zu. Auch konnte ich jetzt sehen, daß die Fackelträger auf Pferden saßen. Deshalb tanzten die Lichter so merkwürdig; vielleicht scheute bald dieser, bald jener Gaul, oder er stolperte, glitt aus; ich hatte mich ja selber davon überzeugt, wie glatt die Deichkappe und die Böschung waren; an einigen Stellen war der Wall in seiner ganzen Breite mit einer dicken Eisschicht überzogen. Es sah herrlich aus, wie die rötlich flackernden Fackeln näherkamen; doch ich fragte mich in diesem Augenblick mehr, was dieser Fackelzug zu bedeuten habe. Das Fräulein war ja auch mit Fackeln abgeholt worden! Standen diese beiden Dinge, ihre Abholung oder Entführung, oder was es sein mochte, und dieser Reiterzug über den Deich, in Zusammenhang?

Ein anderer Mann kümmerte sich weder um die Großartigkeit des nächtlichen Schauspiels, noch um seine Bedeutung, er erkannte lediglich die Gefährlichkeit dieses tollen Rittes bei Nacht mit Fackeln über den vereisten Deich, und er sagte:

„Die sind blödsinnig geworden!“

Es war Ohl; er stand hinter mir im Dientor des Wirtshauses. Es war ihm, wie ich erfuhr, bei der Abfahrt des Fräuleins nicht gut ergangen, und seine schlechte Meinung vom Fackelzug mochte in urächtlichem Zusammenhang damit stehen. Er war einem der Fackelträger auf der Diele zu nah gekommen, oder, nach Ohls Angabe: der ihm. Jedenfalls hatte die Begegnung gleich mit einer Meinungsverschiedenheit begonnen, und ihr Austrag, der sich nicht hatte vermeiden lassen, war an Brandfledern auf Ohls Anzug und am Fehlen seiner linken Schnurrbarthälfte deutlich zu erkennen; die Haare waren ihm im Kampf abgesengt worden. Dies alles sah ich erst, als Heitmann, der Wirt, der auch noch erschien, nachdem ich den Fuhrwerksbesitzer entdeckt hatte, die Meinung äußerte, daß es zu spät sei, um vor dem Hause stehenzubleiben. Wir gingen in die Wirtsstube, traten an die Theke, und hier wurde, nach einleitenden Erklärungen über Ohls Aussehen, wenn ich mich so ausdrücken darf, auch ein neues Licht auf die Ereignisse vor dem Hause geworfen.

Heitmann berichtete, daß die Fackelreiter auf dem Deich eine alte Sache seien. Es sei das dritte oder vierte Mal, daß Jürgen von Rondenmeer den Blödsinn mache. Er tue es, weil er der Frau, die im Gasthaus wohne, damit gefallen wolle. Jedesmal mache er die Geschichte ein bißchen umfangreicher. Zuerst seien es drei oder vier Fackeln gewesen, aber die Frau habe daran so großes Gefallen gehabt, daß Jürgen nun nicht mehr genug davon bekommen könne. Und es sei ganz klar, daß Jürgen glaube, sie auf diese Weise noch einmal schnappen zu können. Heitmann erklärte wörtlich:

„Denn sie ist wild auf Fackeln und überhaupt auf jeden Spieltram!“

Ohl ging auf die Diele. Heitmann und ich folgten ihm. Ich trat vors Dientor. Ich hörte Hörnerufe. Und ich sah die Fackeln. Sie hüpfen und tanzten auf dem Deich. Und Heitmann stellte sich neben mich und sagte:

„Immer derselbe Spieltram!“

In diesem Augenblick entdeckte ich auf der Straße, die am Fuß des Deiches entlangführt, und auf der Wiggers und ich in der vergangenen Nacht nach Corlebed gekommen waren, einige Fackeln; und ich sah ganz deutlich in ihrem rötlichen Schein den Wagen, den ich doch auf wilder Flucht nach Zerum begriffen mir vorgestellt hatte. Da kam er, langsam, im Schritt, von Fackelträgern begleitet, auf dem Fahrdamm herangefahren und mußte auf diese Weise gleich dem Fackelreiterzug auf dem Deiche begegnen. Heitmann sagte:

„Immer derselbe Spieltram! Jedesmal mehr Fackeln, aber sonst genau so wie das letzte Mal! Bloß die Trompeten sind neu!“

Er nannte die Hörner so.

Der Wirt verstand offenbar nicht; den Blick, den er mir zuwarf, konnte ich wiederum nicht sehen, weil es zu dunkel war, und weil außerdem meine Augen den Wagen verfolgten. Aber ich küßte den Blick und ahnte auch seine Bedeutung. Heitmann hatte mit den Fremden, die bei ihm gewohnt hatten, oder noch wohnten, allerlei seltsame Dinge erlebt. Sie waren nach seiner Ansicht nicht ganz zurechnungsfähig. Da hatte ich ihn jetzt gefragt, wie der Wagen dahin gekommen sei, wo er fuhr, und der Wagen war doch, was jeder Mensch wissen konnte, einfach dahin gefahren!

Heitmann gab einen Laut von sich, der wie ein Erkennen der Lage, in der er sich mir gegenüber befand, klang, und der, in Worten ausgedrückt, etwa gelautet hätte: „Aha! So ist das! Aha!“ Er hielt es für angebracht, den Gesprächsstoff zu wechseln.

„Ja,“ sagte er, „ist immer dasselbe! Wie ist das eigentlich mit den Schnäpsen von gestern abend? Wer bezahlt die? Sie oder der andere Eskimo?“

Es begegneten einander in diesem Augenblick Wagen und Reiterzug und dabei entstand ein toller Lärm, aus dem die Rufe der Hörner — sie wurden nicht von geübten Leuten gefahren — wie die Schreie wilder Tiere, denen man den Garaus machen will, aufstiegen. Vor, neben und hinter dem Wagen lief die Einwohnerschaft des Ortes, die an dem Fackeltanz auf dem Deich ihre helle Freude haben mochte. Nach dem nicht endenwollenden Geschrei zu urteilen, war der Höhepunkt der festlichen Veranstaltung gekommen. Und obgleich ich mit sehr unfröhlichen Empfindungen, die der Anblick des Wagens in mir ausgelöst hatte, dem Spieltram, wie der Wirt den Aufzug nannte, zusah: ich konnte dem Schauspiel nicht eine gewisse Großartigkeit absprechen. Das wilde Licht, der rötliche Schein der Fackeln, die Gänge auf dem Deich, mächtiger aussehend als sie in Wirklichkeit waren, der hohe, glänzende Sternenhimmel, die Menschenrufe, die Hörner: ohne Frage! dies alles war gewaltig und sah herrlich aus! Und, wahrscheinlich, so dachte ich, wurde ein Schauspiel dieser Art hier in der Gegend „Pferdemusik“ benannt! Denn da waren Pferde, und da war Musik! Und das Wirkwollende an diesem Konzert konnte, tatsächlich, nicht treffender bezeichnet werden! Es war nicht die Musik von Menschen, sondern die von Tieren. Weil Gänge dabei waren, wurde sie „Pferdemusik“ genannt! Mofenesa hatte sie überdies am Morgen des Tages schon angekündigt. Und wie recht hatte er gehabt, auf meine Frage, wo sie stattfinden, zu antworten, daß dies nicht zu „gewärtigen“ sei! Sicherlich hatte er mir eine genaue Auskunft geben wollen bei seiner soldatischen Gewissenhaftigkeit in allen Dingen; doch ich konnte es ja selber in diesem Augenblick sehen: die Stelle, wo Wagen und Pferde einander trafen, war nicht von vornherein zu bestimmen gewesen! Das war wohl gerade das Bezeichnende an einer Pferdemusik, daß sie, sozusagen, mehr in den Händen der Tiere, als in denen der Menschen lag!

„Wie ist das? Wer bezahlt?“ hörte ich Heitmann neben mir sagen.

Ich wurde aber wieder durch die Begebenheiten auf dem Deich abgelenkt. Die Reiter schwangen plötzlich ihre Fackeln wie auf Befehl, wahrscheinlich zur Begrüßung des Fräuleins, das im Wagen lag; und dann geschah das unerhörte Großartige, es war der Glanzpunkt dieser prächtigen Vorstellung: die Reiter vollführten trotz der Gefährlichkeit auf dem vereisten Deich eine scharfe Rehrwendung mit ihren Gängen, und dann jagten sie im Trab oder Galopp den Weg zurück, den sie gekommen waren. Der Wagen unterhalb des Deiches auf der Straße begann ebenfalls schnell zu fahren, allerdings nur von zwei Fackeln begleitet, deren Träger sich wohl auf die Trittbretter unterhalb der Wagentüren gestellt hatten. Laute, nicht endenwollende Rufe der Zuschauer verfolgten die schnell nach Westen abziehenden Lichter.

# Der singende Stein

Skizze von Ellis Stahl.

Eigentlich viel es Teresa erst an ihrem Hochzeitstage auf, daß der Klang ihres Namens eine eigentümliche Zartheit hatte, die an kostbare Rosen und edle Steine erinnerte. Ein ganz unpassender Name für jemand, den man an einen alternden Mann verheiratet, dachte sie bitter.

Dann aber erinnerte sie sich, daß sie schließlich ja ganz aus freiem Willen an ihrem achtzehnten Geburtstag den fünfundvierzigjährigen Herrn Hammerschmied heiratete, weil sie nach den zwei Bürojahren daran verzweifelte, die kranken Eltern aus eigener Kraft ernähren zu können, und weil Herr Hammerschmied ein ruhiger und höflicher Mann war, mit unzweifelhaft anständigem Charakter. Schließlich, wenn sie auch Herrn Hammerschmied nicht liebte, so liebte sie auch keinen anderen. Ueberhaupt mutmaßte Teresa, daß die vielbesungene Liebe nichts sei als eine hübsche Erfindung.

Die nächsten zweiundzwanzig Jahre bestätigten diese Vermutung. Die Zärtlichkeiten Herrn Hammerschmieds waren vernünftig und sparsam. Sie nahm sie hin wie eine Frau, die sich dankbar zu erweisen bestrebt ist; sie pflegte eine Unmenge Blumen und überschüttete in Ermangelung von Kindern Hund und Kaze mit Zärtlichkeiten, die einem aufmerksamen Beobachter vielleicht zu denken gegeben hätte. Aber es gibt so wenig aufmerksame Beobachter, es gibt nur Neugierige.

Nun zählte Herr Hammerschmied siebenundsechzig Jahre und Teresa vierzig, ihr klargezeichnetes Gesicht war eine idyllische Landschaft, die nie von einem Orkan heimgesucht worden ist, sie selbst hatte sich zu einer Art Begriff entwickelt, unter dem man alle häuslichen und gesellschaftlichen Tugenden zusammenfassen konnte. Ein neutraler Begriff! Natürlich war Teresa Hammerschmied eine Frau, aber wem fiel das besonders ein? —

Warum besuchte Frau Hammerschmied den Film von der Insel der singenden Steine? Vielleicht um des romantischen Titels willen, denn eigentlich war sie auf dem Wege zu einem wichtigen Besuch, Statt dessen sah sie nun in einem verdunkelten Raum, ein überlebensgroßes Gesicht schaute mit einem wissenden und leidenschaftlichen Lächeln auf sie herab, und Teresas Herz tat einen so schweren und schmerzhaften Schlag, daß sie in ihren Sitz zurückfiel.

„Welche Augen!“ dachte sie erschüttert, da glitt das Gesicht zurück in das Dunkel, das ihr plötzlich wie der dunkle Schoß des Lebens selbst vorkam, aus dem alles quellen kann, Seligkeit und Verdammnis. Und sie zitterte.

Das Gesicht mit dem seltsamen Lächeln gehörte einem Matrosen, wie sich erwies, einem ruhelosen und zugleich heimlich-Abenteurer, der auf vielen Schiffen fuhr, um die Insel der singenden Steine zu suchen, von der ihm ein alter Südpagabund erzählt hatte.

„Singende Steine,“ dachte Teresa, aber merkwürdigerweise lächelte sie nicht. War ihr Herz nicht zettelndes ein Stein gewesen, stumm und gleichmütig, und tief es nicht jetzt wie ein junger Vogel? Ach nein, sie täuschte sich, der Stein in ihrer Brust heß ja so gar kein Talent zum Singen!

Die Augen des Matrosen glitten über endlose Meerespiegel, es war eine gläubige Glückseligkeit in ihnen, Teresas geöffnete Lippen zuckten, und dann geschah das Unmögliche. Ihr Herz hob sich, frei und leicht, stürzte aus ihrem Körper heraus, stürzte dem Mann entgegen, der mit wehendem Haarschopf im Kanu stand, zog Kreise um ihn und flog übers Meer — ja, es war vielleicht zum Lachen, oder vielleicht auch zum Weinen: es flog singend dahin, um auf einer glückseligen Insel ein Nest zu bauen für sich und dem Matrosen Jan Harms. „Wie sollte auch ein Film-Matrose anders heißen,“ verächtete Teresa zu spotten, aber es gelang ihr nicht, es gelang ihr nur, mit Mühe einen Aufschrei zu unterdrücken als neben dem schiffbrüchigen Jan Harms die Rückenflöße eines Hates auftauchte. Als der Matrose von freundlichen Eingeborenen aufgefischt wurde, erhob sich Frau Hammerschmied, ein wenig unsicher, und tastete sich hinaus. Sicher würde jetzt diese seltsame Bezauberung aufhören.

Aber sie hörte nicht auf, Teresa spürte es mit Entsetzen, während sie daheim dem kleinen Festessen des Abends vorstand. Ihr Tischnachbar erzählte von seinen Reisen. Sollte sie ihn nach der Insel der singenden Steine fragen? Und dabei fühlte sie eine tiefe Süßigkeit auf ihren Lippen, die lautlos einen Namen formten. „Jan Harms —“ Oh, wie ihr Herz lang.

„Wie schön die Frau doch ist!“ dachte ein junger Mann am anderen Ende der Tafel. Sie sieht nicht mal wie die Tochter, höchstens wie die Enkelin des Alten aus!

Ja, Teresa war blendend schön, alle sahen es mit Staunen und Befremden. Wie kam die vernünftige Frau des alten Hammerschmied dazu, so schön zu sein?

Vor dem Schlafengehen betrachtete Teresa sich lange im Spiegel und begriff, daß der Reichtum, den die Natur ihr mitgegeben hatte, ein Pfund gemessen war, mit dem zu wuchern ihre Pflicht gewesen wäre und das sie freventlich an einen alten Mann verhöbert hatte.

Später, in ihren Kissen, sagte sie laut vor sich hin: „Ich liebe dich, ich liebe dich!“ Was waren das nur für wunderbare Worte, gab es noch einmal so Wunderbares auf der Welt. Nie hatte sie die Worte zu jemand gesagt, oh, welcher Verlust, welcher unersehlicher Verlust!

Aber erst als sie am nächsten Tag wieder vor dem Gesicht mit dem wissenden und leidenschaftlichen Lächeln saß, begriff sie vollkommen, wie sehr dies Gesicht ihr ganzes bisheriges Leben aus den Angeln gehoben hatte. Die ewige Bezauberung des Mannes, geboren aus Kühnheit, Unbekümmertheit und einer leidenschaftlichen Phantasie der Tat, der sie nun mit vierzig Jahren verfallen mußte, weil sie ihr mit zwanzig nicht verfallen wollte.

Das war der letzte klare Gedanke Teresas, von nun ab ergab sie sich dem süßen und geheimnisvollen Rausch, sie fragte weder nach der Berechtigung noch nach der Logik ihres Gefühls, sie empfand, was die Natur sie zu empfinden bestimmt hatte, und also mußte es wohl berechtigt sein. Und gab es dennoch irgendwo eine Schuld, so wurde sie reichlich gebüßt durch den kläglichen und jammervollen Betrug, den das Leben ihr spielte und den sie demütig hinnahm.

„Ich liebe dich, Jan Harms,“ sagte sie, blind von ungeweinten Tränen des Kummers und des Entzückens, „ich werde jeden Tag zu dir kommen, solange du hier bist. Noch fünf Tage, fünf Sekunden, fünf Ewigkeiten!“

Diese fünf Tage glichen goldenen Bällen, die Teresa von einer unbekanntenen Macht zugeworfen wurden. In diesen Tagen bemerkten alle, daß der Name Teresa Hammerschmied nicht nur ein Begriff für eine vollkommene Sammlung häuslicher und gesellschaftlicher Tugenden war, sondern auch für etwas Boden- des, Geheimnisvolles, Glühendes, etwas, das das höchste Glück der Erde zu vergeben mochte. Das kam von dem Neuen und Wunderbaren, das in Frau Hammerschmieds Wesen einbrang wie ein überirdischer Glanz, in ihren Blick, ihr Lächeln, ihren Gang, ja, in die Farbe ihrer Haut und ihrer Haare. Und doch war dieser überirdische Glanz nur ein Widerschein des tiefen und leidenschaftlichen Glückes, das Frau Hammerschmied täglich in der Liebe zu Jan Harms genoß.

„Sind Sie heute nachmittag auch bei der Direktorin?“ fragte der junge Mann, der die hervorstechende Schönheit zuerst bemerkt und bewundert hatte.

„Nein,“ sagte Teresa.

„Meine Frau geht neuerdings täglich ins Kino!“ sagte Herr Hammerschmied mißbilligend, und Teresa lächelte strahlend.

Ja, jeden Nachmittag sank sie aufatmend und glühend in die Arme des Matrosen, suchte mit ihm kleine Muscheln am Strand, fuhr mit ihm über die blaue Südpsee, teilte mit ihm den wunderbaren Augenblick, da sie gemeinsam die Insel mit den singenden Steinen betraten. Vielleicht aber war doch das größte Glück das fener Sekunde, in der ein Wasserwirbel sie hinabschleuderte in die unermeßliche Tiefe, damit sie dort einen ewigen und durch nichts mehr störbaren Schlaf taten.

Am letzten Tage dieser Spielwoche erwies es sich, daß nach Beendigung des Films von der Insel der singenden Steine eine Dame ohnmächtig in ihrem Sessel saß. Es war Frau Hammerschmied. Eilig schaffte man sie heim.

— — — Vierzehn Tage lang lag Teresa an einer rätselhaften Krankheit darnieder, ohne Schmerzen und Fieber, es war ein Absterben, an dessen Ende in ihrer Brust wieder ein Stein lag, stumm und fast reglos. Jeden Tag dieser Krankheit wurde Frau Hammerschmied grauer und verfallener, und als sie schließlich wieder aufstand, war sie eine ganz alte Frau geworden.

## Fröhliche Ecke

### Ein sonderbares Gemüß

Klein-Ilse, 4 Jahre alt, traf anläßlich eines Spazierganges mit ihrer Mutter eine Lante. Diese sagte zu ihr: „Nun, liebe Ilse, wie geht es dir?“ — „Danke, gut!“ erwiderte sie. — „Und was macht denn dein Großpapa?“ — Mit etwas verschämter Miene antwortet sie: „Der Großpapa geht immer in seinen Garten und holt sich Rheumatismus!“